Gastkolumne

Die diskrete Stärke der Schweizer Politik


ILLUSTRATION: GABI KOPP

Bei Ausbruch der Pandemie agierte man in Bern viel hilfloser als in Berlin. Inzwischen hat das gekehrt. Warum eigentlich?



Caspar Hirschi

Wer in Bern hinter die Fassaden blickt, entdeckt eine andere Welt. Das stimmt schon im wörtlichen Sinne. Von den Gassen aus präsentiert sich die Stadt in bürgerlicher Bescheidenheit. Obwohl einige Berner Burger im Ancien Régime reicher waren als Hochadlige am Versailler Hof, findet man kaum Spuren der öffentlichen Prachtentfaltung. So etwas schickte sich in der reformierten Stadtrepublik nicht.

Umso stärker fällt der Luxus im Innern der Gebäude auf. Am Theaterplatz verbergen sich im Hôtel de Musique die Räumlichkeiten der Grande Société de Berne, ausgestattet mit den edelsten Materialien, die das 18. Jahrhundert zu bieten hatte. Noch heute sprechen die Kellner Französisch, als habe die alte Eidgenossenschaft nie aufgehört.

An einem anderen Ort der Bundesstadt steht hinter der Fassade gar nichts, denn sie wurde nur zum Schein erbaut, damit niemand in den Stadtpalast auf der gegenüberliegenden Seite blicken konnte. So präsentiert sich die Junkerngasse auf der Höhe des Von-Wattenwyl-Hauses, das sich zur Gasse hin betont zurückhaltend gibt, im Innern und auf die Aare hinaus aber mit aristokratischer Grandezza auftrumpft.

Als eine eigene Welt erscheint das Innenleben von Bern auch im übertragenen Sinne. Nur glänzt der Schweizer Politikbetrieb nicht durch heimlichen Prunk, sondern durch agile Pragmatik. Wer Einblick in sein Räderwerk erhält, sieht eine Maschinerie am Werk, die keine Programme umsetzt und schon gar keine Strategien verfolgt, dafür aber Problem um Problem mit einer erstaunlichen Anpassungsfähigkeit abarbeitet.

Paradoxerweise zeigt sich die Resilienz des helvetischen Politsystems gerade dann, wenn es unvorbereitet in eine Krise schlittert. Spricht man mit den Personen, die an der Pandemiepolitik mitwirkten, reibt man sich gleich doppelt die Augen. Zunächst ist noch immer rätselhaft, warum der Bund nach den Erfahrungen von Sars und Mers, Vogel- und Schweinegrippe beim Ausbruch des Coronavirus derart blank dastand. Während Deutschland mit dem Robert-Koch-Institut einen Forschungs- und Beratungskomplex mit mehr als 1000 Mitarbeitern und einem Jahresetat von 110 Millionen Euro bereithielt, verfügte die Schweiz über ein paar verwaltungsinterne Experten und eine stillgelegte Pandemiekommission mit 14 Personen.

Auch das, was danach geschah, entstammte keinem Krisenhandbuch. Mit der Science-Task-Force wurde ein Beratungsgremium installiert, das es in dieser Grösse und Form noch nie gegeben hat. Wer mitmachen durfte, entschied eine Handvoll Forscher in souveräner Eigenregie. Derweil übernahm ein Mann das Krisenmanagement, der kurz vor der Pensionierung stand, und der eilig einberufene Krisenstab des Bundes löste sich schon nach wenigen Wochen wieder auf.

Vergleicht man die Schweiz jedoch heute mit Deutschland, stellt man ebenso verwundert fest, dass sich die Vorzeichen verkehrt haben. In Bern funktionierte das Zusammenspiel zwischen Wissenschaft und Politik nach schwachem Start immer besser, in Berlin fiel es nach starkem Auftakt auseinander. Während sich die Task-Force als zentrales Beratungsorgan etablieren und sich der Twitter-Polemiker in den eigenen Reihen elegant entledigen konnte, geriet das Robert-Koch-Institut in eine zermürbende Konkurrenz mit anderen Gremien, und führende Virologen bekämpften sich in den Medien.

> Paradoxerweise zeigt sich die Resilienz des helvetischen Politsystems gerade dann, wenn es unvorbereitet in eine Krise schlittert.

Warum gelang es der Schweiz, an der Krise zu wachsen? Der Bund verwandelte den Mangel an Strukturen in einen Gewinn an Flexibilität, indem er Personen, die er gar nicht auf dem Radar hatte, in Positionen einrücken liess, wo sie ungeahnte Talente entfalteten. Martin Ackermann und Tanja Stadler besassen weder das Forschungsrenommee eines Christian Drosten noch die Beratungserfahrung eines Lothar Wieler. Dafür bewiesen sie mehr diplomatisches Geschick, lernten schneller aus Fehlern und hatten die nötige Frustrationstoleranz, um mit politischen Realitäten klarzukommen.

Lernen und Gehör finden konnten sie aber nur, weil es beim Bund einen vertrauensbildenden Vermittler zwischen Wissenschaft, Regierung und Verwaltung gab. Öffentlich trat er kaum in Erscheinung, Insider halten ihn für die wichtigste Person der Pandemie: Stefan Honegger, Bundesrat Bersets Berater. Solange es solch diskrete Gestalter gibt, können wir zur Not unvorbereitet in eine Krise stürzen. Sie gehören zum wertvollsten Mobiliar im Berner Politikbetrieb. Sich auf ihre Präsenz zu verlassen, wäre aber leichtsinnig.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.